

Der Schmuck.

Sach Gub de Maupassant.

Sie war eines von jenen netten, reizenden Mädchen, die wie durch Zerschlagung des Schicksals in einer Beamtenfamilie geboren sind. Sie hatte keine Mittel, keine Erbschaft in Aussicht, kein Mittel, bekannt, verstanden, geliebt und von einem reichen, distinguierten Herrn geheiratet zu werden. So ließ sie sich mit einem kleinen Beamten im Unterrichtsministerium verheiraten.

Da sie sich keinen Schmuck kaufen konnte, sah sie ziemlich gewöhnlich aus und kam sich wie eine Ausgestoßene vor. Denn die Frau hat keinen Stand und keine Klasse; ihre Schönheit, ihr Viebreiz und ihre Lebenswürdigkeit sind ihre Geburt und Familie. Ihre angeborene Feinlichkeit, ihr Instinkt für das Bornehme, die Gescheitheit ihres Geistes sind die einzige Rangliste und stellen die Töchter des Volkes auf eine Stufe mit den höchstgeborenen Damen.

So litt sie unauffällig, da sie sich für all' das Feine, für all' den Luxus geboren fühlte. Sie litt unter der Armut ihrer Häuslichkeit, unter dem Fluch ihrer nackten Wände; die abgenutzten Möbel, die häßlichen Kleider peinigten sie. All' das, was eine andere Frau ihres Standes gar nicht bemerkt hätte, quälte und empörte sie. Sie träumte von stiller Vorzimmern mit türkischen Teppichen verhängt, hohe Bronzeleuchter verbreiteten gedämpfte Licht darin und zwei schmutzige Diener schliefen, übermannt von der dumpfen Schwüle, in den geräumigen Sesseln. Sie träumte von großen Salons mit seidener Tapete, von kostbaren Möbeln, bedeckt mit unschätzbaren Nippes, von kleinen, koketten Bouddoirs, parfumdurchduftet, wie geschaffen zum Plaudern mit liebenswürdigen und berühmten Männern, die alle Frauen beneiden und zu sein wünschen.

Wenn sie sich zum Mittag an den runden Tisch setzte, darauf das drei Tage alte Fischstück lag, ihrem Manne gegenüber, der die Suppenschüssel aufdeckt und entzündet: „Ach die schöne Graupensuppe“, ruft, „ich kann mir gar nichts Delikatesses dabei denken!“ — dann dachte sie an seine Diners, das Silberzeug funkelt und auf den Tapeten verneigen sich gravitätisch gepuderte Herren und Damen in Reifrocken und selbstsamen Wägen flattern dazwischen in verzauberten Wäldern; sie dachte an ausserirdische Gerichte auf köstlichem Porzellan serviert, an taufend Galanterien, die man sich, ein Lächeln der Sphinx auf den Lippen, zuküßelt und anhöret, indes man des rötlichen Fleisch ihrer Forelle verspeißt, oder einen zarten Hünerschiffel.

Sie hatte keine Toiletten, keinen Schmuck, nichts. Und dennoch liebte sie das; sie süßte sich dafür geschaffen. Sie hätte so gern gefallen, sie verlangte, beneidet zu werden, verführerisch zu sein.

Sie besah eine reiche Freundin, mit der sie zusammen zur Schule gegangen; aber sie vermochte nicht mehr, sie zu besuchen, so litt sie, wenn sie wieder dabeim war. Und sie weinte ganze Tage vor Kummer, vor Mitleid mit sich selbst, vor Verzweiflung und Noth.

Da kommt eines Abends ihr Gatte nach Hause, mit strahlendem Gesicht, ein großes Couvert in der Hand. „Da“, rief er, „etwas für Dich!“ Sie zerriß häufig den Umschlag und entnahm ihm eine Karte des Zirkals: „Der Kultusminister und Frau Georg Ramponneau geben sich die Ehre, Herrn Loisel und Frau Gemahlin zu der am Montag, den 18. Januar, in ihrem Hotel stattfindenden Soiree ergebenst einzuladen.“

Anstatt darüber entzückt zu sein, wie ihr Gatte gehofft, warf sie die Einladung verdrossen auf den Tisch und murmelte: „Was soll uns das?“ „Aber, Viehchen, ich dachte, Du würdest Dich freuen. Du kommst niemals sonst heraus, und solche schöne Gelegenheiten. Es hat mir viel Mühe gemacht, geladen zu werden. Alles will eingeladen sein, und die Beamten müssen gewöhnlich zurückstehen. Du wirst da die ganze offizielle Welt zu sehen bekommen.“

Sie sah ihn gereizt an und fragte unvorsichtig: „Was soll ich mir denn auf den Leib ziehen, he?“ „Daran hatte er allerdings nicht gedacht, und flüchtig brachte er hervor: „Aber Du hast ja Dein Theaterkleid. Das ist doch noch ganz gut.“ — „Was fürst du denn, als er sah, daß

feine Frau weinte. Zwei dicke Thränen liefen ihr langsam die Wangen herab. „Was ist Dir, was ist Dir denn?“ stammelte er.

Sie hatte aber schon ihren Kummer hinunter gedrückt und antwortete, sich die Thränen trocknend, ruhig: „Nichts. Ich habe bloß kein Kleid, und so kann ich zu dem Fest nicht gehen. Gib Deine Einladung nur einem Kollegen, dessen Frau mehr Staat hat, als ich.“

Er war ganz niedergeschlagen. Endlich begann er wieder: „Höre mal, Mathilde, was kann das wohl kosten, so ein anständiges Kleid, daß Du auch noch bei anderen Gelegenheiten tragen kannst, etwas ganz Einfaches.“

Sie dachte einen Augenblick nach, indem sie überlegte, was sie wohl fordern könne, ohne unmittelbares Verweigern und erschrockenen Ausruf ihres häuslichen Mannes. Schließlich antwortete sie trocken: „Ich weiß es nicht genau, aber für dreihundert Francs, mein' ich, kann man schon etwas bekommen.“

Er wurde einen Augenblick blaß; denn gerade diese Summe hatte er zurückgelegt, um sich ein Gewehr zu kaufen und eine kleine Jagd zu pachten, künftiges Frühjahr mit ein paar guten Freunden, die gleich ihm des Sonntags ein paar Schuß thun wollten.

Aber er antwortete doch: „Gut, ich will Dir dreihundert Francs geben, aber sieh' zu, daß Du dafür etwas Schönes bekommst.“ Das Fest kommt näher und näher, und Frau Loisel legte Angst und Unruhe an den Tag. Und doch war ihre Toilette fertig. Eines Abends fragte ihr Gatte sie: „Was ist Dir denn? Seit drei Tagen bist Du wie umgewandelt.“

„Ich gräme mich, daß ich keinen Schmuck, nicht einen Stein, nicht das Geringste vorzustehen habe. Ich werde zu ärmlich aussehen. Am liebsten würde ich gar nicht gehen.“ „Du kannst ja natürliche Blumen nehmen. Das ist zu dieser Zeit sehr schön. Für fünf Francs bekommst Du schon ein paar ausgezeichnete Rosen.“

Sie war nicht gerade überzeugt. „Nein — es giebt nichts Demüthigeres, als unter reichen Frauen so ärmlich auszufehen.“ „Ach, sind wir dumm“, rief plötzlich ihr Gatte, „geh' doch zu Frau Forestier und bitte sie, Dir ihren Schmuck zu leihen. Sie wird's schon thun, ihr seid ja gute Bekannte.“

Sie stieß einen Freudenschrei aus. „Das ist wahr, daran hab' ich gar nicht gedacht.“ Und am nächsten Tage ging sie zu ihrer Freundin und vertraute ihr ihren Kummer.

Frau Forestier ging zu ihrem Spiegel und entnahm ihm ein kleines Köffchen, brachte es und öffnete es mit den Worten: „Such' Dir nur aus, Liebste.“ Zunächst stach ihr ein goldenes Armband in die Augen, dann eine Perlenkette, dann ein Kreuz von herrlicher venetianischer Mosaik, Gold und Steinchen. Sie probirte Alles vor dem Spiegel, schwankte, vermochte sich nicht für eines zu Ungunsten des anderen zu entscheiden. Schließlich fragte sie: „Hast Du nicht noch mehr?“

„Gewiß, Such' Dir nur aus. Ich kann ja nicht wissen, was Dir gefällt.“ Und nun öffnete sie ein Etui mit schwarzem Satinfutter, darin eine wunderbare Diamantenbroche lag. Sie fühlte das Herz heftiger schlagen, und die Hände zitterten, als sie sie heraus nahm. Sie steckte sie vor und blickte vor dem Spiegel in Entzücken verlusten.

Denen, deren Gemahlinnen sich gleich ihr amüßten, in einem Nebenzimmer. Er hing ihr den Mantel um, jenes bescheidene Kleidungsstück des täglichen Lebens, dessen Armutlichkeit zu der Pracht ihrer Balltoilette in schreiendem Gegensatz stand. Sie merkte es und wollte dem entgegen, damit die anderen Frauen, die sich in ihre kostbaren Pelze hüllten, sie nicht bemerkten.

Loisel hielt sie zurück. „So warte doch. Du wirst Dich gehörig erkälten. Ich will erst eine Droschke rufen.“ Sie hörte nicht auf ihn und eilte hastig die Treppen hinunter. Als sie auf der Straße waren, konnten sie keinen Wagen finden, und sie machten sich auf die Suche und riefen hinter den Kutschen her, die sie von fern vorbeifahren sahen.

Vor Kälte zitternd fanden sie endlich einen jener alten Kumpelkisten, die man nur des Nachts sieht, als ob sie sich am Tage ihres Glendes schämten. Er führte sie nach Hause, und mühsam stiegen sie die Treppe hinauf. Für sie war der Triumph vorüber, und er dachte daran, daß er um zehn Uhr schon wieder im Bureau sein mußte.

Vor dem Spiegel streifte sie den Mantel von den Schultern, um sich noch einmal in ihrem Glanze zu sonnen. Da, plötzlich stieß sie einen Schrei aus. Sie hatte die Broche nicht mehr vor!

Ihr Gatte, schon halb eingeknickt, fragte: „Was ist denn los?“ „Ich — ich — habe die Broche nicht mehr!“ Entsetzt fuhr er auf: „Was! — Wie? — Das ist ja nicht möglich!“

Und sie durchsuchte die Falten des Kleides, des Mantels, die Taschen, Alles; aber sie war nicht zu finden. „Bist Du sicher, daß Du sie noch hattest, als wir gingen?“ „Ja, ja, ich hab' sie noch im Vestibül gefühlt.“

„Aber wenn Du sie auf der Straße verloren hättest, so müßten wir sie doch haben fallen hören. Sie muß in der Droschke liegen.“ „Ja, so wird's sein. Hast Du Dir die Nummer gemerkt?“

„Nein. — Du auch nicht?“ „Nein.“ Entsetzt starrten sie sich an. Endlich zog er sich wieder an. „Ich will nochmal auf der Straße suchen, vielleicht finde ich sie doch.“

Er ging. Niedergeschmettert ließ sie sich in ihrer Toilette in einen Sessel fallen und verharrete schlaflos, ohne einen Gedanken, so im Dunkeln. Um sieben Uhr kam ihr Gatte wieder. Er hatte nichts gefunden. „Wir müßten an Deine Freundin schreiben, Du habest die Fassung der Broche zerbrochen und sie zum Goldarbeiter gebracht. Das gibt uns etwas Aufschub.“

Sie schrieb nach seinem Diktat. „Als eine Woche vorüber, hatten sie alle Hoffnung aufgegeben. Um zehn Jahre gealtert, erklärte Loisel: „Wir müssen sehen, den Schmuck zu ersetzen.“

Am nächsten Tage ging sie mit dem Etui zum Juwelier, dessen Namen darin stand. Er schlug seine Bücher nach: „Der Schmuck ist nicht bei mir gekauft, gnädige Frau, ich habe bloß das Etui besorgt.“ Nun liefen sie von einem Juwelier zum anderen, einen ähnlichen Schmuck mit Hülfe ihres Gedächtnisses zu suchen, alle Beide vor Sorge und Angst ganz krank.

Endlich fanden sie eine ganz ähnliche Diamantenbroche. Sie sollte zwanzigtausend Francs kosten. Nach langem Zögern ließ man sie ihnen für sechszehntausend.

Sie baten den Juwelier, sie nicht vor Ablauf von drei Tagen zu verkaufen, und machten ab, daß sie vierzehntausend Francs zurückgenommen werden sollte, falls sich die andere bis zum ersten Februar fände.

Loisel besah nur achttausend Francs, die er von seinem Vater geerbt hatte. Den Rest wollte er borgen. Er ließ, hat den Einen um tausend Francs, einen Anderen um fünfhundert, Den um dreihundert, jenen um hundert. Er stellte Wechsel aus, ging ungünstige Verpflichtungen ein, hatte mit Wucherern und ähnlichem Gelichter zu thun. Bis an sein Lebensende war er verschuldet, er unterschrieb, ohne zu wissen, ob er auch sein Versprechen ehrlich einlösen werden könne, und gequält durch die Angst vor der Zukunft, durch das schwarze Glend, das ihn zu Boden zu schlagen drohte, durch die Aussicht auf all' die körperlichen Entbehrungen und all' die geist-

lichen Martern, holte er die Broche ab und zahlte dem Juwelier die sechszehntausend Francs auf den Lebküchler.

Als Frau Loisel den Schmuck ihrer Freundin zurückbrachte, sprach diese frohlich: „Du hättest ihn mir auch wohl schon früher bringen können; ich habe ihn gebraucht.“

Sie öffnete das Etui gar nicht, wie Frau Loisel befürchtete. Wenn jene die Unterschlebung bemerkt hätte, was sollte sie davon denken? Was hätte sie dazu gesagt? Hätte sie sie nicht gar für einen Dieb gehalten?

Frau Loisel kannte das schreckliche Leben der Armen. Und mit einem Schlage raffte sie sich zu heroischem Entschlusse auf. Diese entsehlige Schuld mußte bezahlt werden. Sie wollte sie bezahlen. So ward das Dienstmädchen entlassen; man zog um und mietete ein ärmliches Dachstübchen.

Sie kannte die harte Arbeit der Wirtschaft, die lästigen Sorgen der Küche. Sie wusch selbst ab, und ihre rötlichen Finger schuerten die schmutzigen Töpfe und Kaffeetassen aus. Sie wusch die schmutzige Wäsche selbst und hing sie in der Stube zum Trocknen auf. Jeden Morgen trug sie selbst den Müllimer hinunter und holte Wasser herauf, sah auf jedem Treppenaufgang verschaukelnd. Und, wie eine arme Frau gekleidet, ging sie zum Kaufmann, zum Schlichter, zum Zücker einholen und feilschte um Pfennig für Pfennig ihres armen Geldes.

Alle Monate waren Wechsel zu bezahlen, andere auszustellen oder zu prolongiren. Ihr Gatte übertrug des Abends einem Kaufmann die Bücher, und oftmals schrieb er die Nacht hindurch ab, fünf Pfennig für die Seite.

Zehn lange Jahre dauerte dieses Leben. Nach Ablauf dieser zehn Jahre hatten sie die Schuld getilgt mit sammt den Zinsen und Zinsaufzinsen.

Frau Loisel schien jetzt eine alte Frau zu sein. Sie war die starke, harte, rauhe Frau des ärmlichen Haushaltes geworden. Schlecht gekleidet, die Hände hoch aufgeschürzt, mit rothen Fingerringen, sprach sie laut, schuerte sie das Zimmer auf. Aber bisweilen, wenn ihr Mann im Bureau war, setzte sie sich an's Fenster und träumte von jenem Abend, jenem Ball, wo sie so schön war und so geliebt.

Was wäre wohl geschehen, wenn sie nicht den Schmuck verloren? Wer weiß, wer weiß? Das Leben ist so absonderlich und wechselvoll. Wie wenig braucht's oft, um uns zu verderben oder zu retten!

Eines Sonntags ging sie ein wenig spazieren, um sich von den Sorgen der Woche zu erholen, als sie plötzlich vor sich eine Dame mit einem Kinde gewahrte. Es war Frau Forestier, noch immer jung, noch immer schön und liebreizend.

Frau Loisel überkam die Kälte. Sollte sie mit ihr sprechen? Ja, und jetzt, da es bejagt war, wollte sie ihr Alles sagen? Warum auch nicht? Sie ging auf sie zu. „Guten Tag, Johanna!“ Die Andere erkannte sie nicht wieder und war erlaucht, so vertraulich von einer Arbeiterfrau angesprochen zu werden. Sie stammelte: „Aber, liebe Frau — Ich weiß nicht, Sie müßen sich täuschen.“

„Nein. — Ich heiße Mathilde Loisel.“ Die Freundin stieß einen Schrei aus. „Arme Mathilde — wie hast Du Dich verändert!“

„Ja, es waren harte Tage für mich, seit ich Dich nicht gesehen, und viel Glend — und das um Deinetwegen!“ „Um weinetwillen? — Wieso denn?“

„Erinnerst Du Dich noch jener Diamantenbroche, die Du mir zu dem Balle bei'm Minister geliehen?“

„Ja, Nun, und?“ „Nun, ich habe sie verloren.“

„Du hast sie mir doch wieder zurückgebracht.“

„Ich habe Dir eine andere ähnliche gebracht. Und zehn Jahre haben wir daran gelebt. Du kannst Dir denken, es war keine Kleinigkeit für uns, die wir nichts haben. Endlich sind wir's los, ich bin ganz fertig!“

Frau Forestier blieb stehen. „Du sagst, Du hast eine Diamantenbroche gekauft, um meine zu ersetzen?“

„Ja, Du hast es gar nicht gemerkt! Sie war sehr ähnlich!“

„Und sie lächelte in stolzer, einfältiger Freude.“

Frau Forestier ergriff außerst bewegt ihre beiden Hände. „Ach, meine arme Mathilde, mein Schmuck war ja nicht echt. Er war höchstens fünfzig Francs werth!“

„Was ist denn los?“ „Ich — ich — habe die Broche nicht mehr!“ Entsetzt fuhr er auf: „Was! — Wie? — Das ist ja nicht möglich!“

Eine Kaffernhochzeit.

Folgende lebensfrische Schilderung einer Kaffernhochzeit finden wir in einem vor Kurzem erschienenen Buche mit dem Titel „Ein Ritt in's Zululand, Wanderbilder von J. M. Ehrenfeld.“ „Sieh', was ist das bei'm Kraal dort für ein buntes Gewimmel von zahllosen Kaffernburschen und Männern und Mädchen? Und da steht ja ein weißer Beamter in englischer Uniform! Als wir antamen, erklärte der Beamte uns, es gebe eine Hochzeit. Auf einer Kaffernhochzeit sind Gäste gern gesehen, und sind es gar weiße Gäste, dann glaubt der Kaffer, durch deren Bewirtung so etwas wie Staudeserböschung zu erleben. Wir wählten einen Platz, von dem aus wir das Festgewühl über schauen konnten. Während wir einen kleinen Imbiß nahmen, sorgten einige braune Kaffernknaben für unsere Pferde. Es finden, so erklärte uns der Beamte, bei jeder Kaffernhochzeit zunächst drei Tänze statt, im Kraal des Bräutigams, in demjenigen der Braut und zuletzt wieder im Kraal des Bräutigams. Um diesen letzten Tanz, also die Hauptfeier, handelt es sich heute. Als Tanzplatz diente ein würdiges Gebäude, der Ochsenkraal. Dieser wird bei den Kaffern nie mit Streu versehen; der angesammelte Mist wird dagegen pulverbürrer Staub, für das Tanzen ein recht weicher Boden. An einer Seite kauerte die Braut, umsperrt von ihren wenigen Habseligkeiten, einem Paar irdener Schüsseln, Dedern, einigen Gürteln und einem Kaffernbierkeßel. Die Braut selbst war den Blicken der Sterblichen entzogen. Mädchen hielten über ihr und seitwärts ausgespannte Regenschirme und vor ihr eine große bunte Decke. Jetzt stellten sich die Hochzeitsgäste reihenweise zum Tanze auf. Vor der verdeckten Braut standen zuerst die Weiber, dann die Mädchen, die jungen Burschen, zuletzt die Männer. Es waren verschiedene Hauptlinge anwesend, und Jeder stellte seine Leute in besondere vier Reihen. Die Springerei ging nun los. Bald hüllte eine dicke Staubwolke den wirren Menschenknäuel ein. Nachdem die Hochzeitsgäste eine genügende Anzahl von Tänzen gestampft und bestimmte Liebesgeschreien hatten, hielt der Vater der Braut mit großem Wortschwall eine Ansprache, deren kurzer Sinn war: „Halte Deine Frau lieb und werth, lasse sie nicht Noth leiden und schlage sie nicht.“ Dann kam die Braut aus ihrem Versteck hervor und ging, begleitet von zwei Mädchen mit den unermesslichen ausgespannten Regenschirmen, um die Hochzeitsgäste und wieder in ihr Versteck zurück. Die Decke wurde wieder dicht um sie gespannt, dann nahm die Scene einen amüßlichen Charakter an. Der vom englischen Magistrat gefandene Polizeidiener, von einem landestündigen Kaffern begleitet, ruft die verdeckte Braut vor sich in die Mitte des Viehstalls und fragt sie im Namen des Gefehes: „Was willst Du?“ — „Ich will heirathen!“ — „Wen?“ — „Diesen Mann.“ — Während dieser Worte richtete die Braut die Spitze eines großen Messers gegen den zwischen den Männern stehenden Bräutigam, und die tafferische Civilehe im Ochsenkraal ist zu Ende. Der englische Magistrat nimmt von jeder Hochzeit genaue Kenntniß wegen der Hüttentaxe, die der Kaffer für jedes Weib jährlich zahlen muß. Der große offizielle Tanz wurde nun mit Begeisterung abgestampft. Inzwischen war der Festochse geschlachtet und Amabeleber gekocht worden. Ein Fress- und Sauggelage, wie ich noch keines gesehen, begann und steigerte die Tanzwuth der Kaffern auf's höchste. Das Hochzeitsfest artete in Raserei aus. Von Ehrbarkeit kennt der wilde Kaffer dann nichts mehr, am Wenigsten die Hauptlinge. Des widerwärtigen Schauspieles satt, drückten wir uns bei Seite und hüllten uns in einer der Hütten in unsere Reisdecken. Die ganze Nacht hindurch tönte das Lärmen und Lachen der Tanzenden zu unseren Ohren.“

Präsident Krüger in der Synagoge von Johannesburg.

Von Präsident Krüger cirkulir eine hübsche Anekdote, die sich vor einigen Jahren in Johannesburg ereignet haben soll. Die Juden dieser Stadt hatten ein neues Bethaus gebaut und baten den wegen seiner Religiosität bekannten Präsidenten, es zu eröffnen. Krüger nahm diese Aufforderung ohne Zögern an und suchte seiner Aufgabe durch eine Rede gerecht zu werden, in der er die Geschichte des jüdischen Volkes retraktulirte, und zwar in einer Weise, welche Zeugniß ablegte für seine Toleranz und seine Distretion. Das Auditorium war über die Rede des Präsidenten hoch erfreut, und der feierliche Akt wäre zu alleitiger Zufriedenheit verlaufen, wenn Krüger seine Rede nicht mit dem Satz geschlossen hätte: „Und so weibe ich dieses Haus dem Dienste des dreieinigen Gottes!“ Man konnte sich nicht darüber einigen, ob der Präsident diese Wendung absichtlich gebraucht habe oder ob sie ihm, weil er an sie gewohnt, wider Willen entschlüpft war. Ein Theil der Gemeinde aber glaubte, daß das Gotteshaus durch diese Einweihung für die ihm zugeordnete Bestimmung unbrauchbar geworden sei, gleichgültig, ob jene Worte mit oder ohne Absicht gesprochen waren, und baute neben ihm eine zweite Synagoge, in der sich der strenggläubige Theil der Johannesburger Juden zu versammeln pflegt.

Ein muserhoffer Bürgermeister.

Die sibirische Zeitung „Jenissei“ erzählt folgenden charakteristischen Vorfall: „Ein Gemeindebevollmächtigter der Stadt Irkutsk, Namens Tschurin, hinterließ bei seinem Tode ein turtz vorher, aber ohne notarielle Beglaubigung abgefaßtes Testament, laut welchem zur Universalerbin die Stadt Irkutsk eingesezt, der Wittve aber nur eine ganz geringfügige Abfindungssumme ausgeschrieben war. Tschurin hatte aber schon früher in Moskau ein Testament abgefaßt, durch welches seine Frau zur Universalerbin eingesezt wurde; dieses Testament war auch notariell beglaubigt worden. Auf Grund dieser Sachlage strengte Tschurin's Wittve bei'm Irkutsker Gouvernements-Gericht einen Prozeß gegen die Stadt an Behufs Annullirung des zweiten Testaments. An dieser Geschichte wäre nun an und für sich nichts Merkwürdiges; das Merkwürdige dabei war Das, daß als Advoakat der Wittve Tschurin in dem gegen die Stadt Irkutsk angestrenzten Prozeß kein Geringerer fungirte, als der Bürgermeister der Stadt Irkutsk selbst, ein Herr Garzajeff, der dafür ein Honorar von 15,000 Rubeln erhalten hatte. Wie die Zeitung beifügt, waren die Bürger der Stadt Irkutsk von diesem Vorgehen ihres Bürgermeisters sehr wenig erbaut.“

Verhärret.

Es war ein reicher Wucherer, Es war ein junges Mädchen; Er lieb ihr 'was auf Unterhand, Nun hing ihr Glid in seiner Hand An einem dünnen Fädchen. „Hier werd' ich Gutes stiften, Ich seh' in's Herz ihm einen Pfeil, Der wird dann zu des Mädchens Heil Sein Herz mit Lieb' vergiften.“

Doch von dem Herze sprach ab Der Pfeil mit leizem Krachen, Und Amor sprach: „Ach seh' es ein, Der Kerl hat ja ein Herz von Stein, Bei dem ist nichts zu machen.“ Das Weib ist entweder ein Buch mit sieben Siegeln oder eine Correspondenz-Karte. Enttäufung. — Schmuck: „Edithaleben, rathe, was ich Dir hab' mitgebracht?“ — Editha: „Wie kann ich rathe?“ — Schmuck: „Ich werd' Dir helfen: Ein Con — Con — Editha (freudig): „Gonfett.“ — Schmuck: „Falsch gerathen, Edithaleben. Conferenzenamen zum Pflanzen in ein Töpfchen, und Du wirst nachher große Bäume haben.“

Seine Spezialität. — Herr: „Sie sind gewiß auch ein Gartenfreund?“ — Student: „Für Wirtschaftler interessire ich mich riefig.“

Es giebt nicht so viele Kinder und Narren, welche die Wahrheit sagen, als es Große und Weise giebt, welche lügen.“

Trugschlupf. — „Es ist doch merkwürdig, daß mein Geld immer bloß bis zum vorlehten Glas reicht, denn allemal, wenn das Geld gerade alle ist, hab' ich Lust, noch eins zu trinken.“